

(Nachdruck verboten.)

8) Zwischen zwei Sphären.

Erzählung von L. Berni.

Elise sah jede Hoffnung schwinden, die letzte Planke fort-treiben, an der sie sich hätte halten können. Als es jetzt sieben Uhr schlug und sie so die Gewißheit hatte, daß Bianca nicht mehr käme, kam eine häßliche Bitterkeit über sie: Sie war allzu unbescheiden gewesen mit ihrer Bitte. Das versteht sich! Wie konnte sich Bianca um solche Lappalien kümmern. Und ein Gefühl, das an Haß grenzte, mehrte ihre Qual.

Das Kind schlief oder ruhte doch ermattet. Bei dem undeutlichen Licht eines kleinen Nachtlämpchens konnte man es nicht unterscheiden; aber die Mutter hielt seine Hand in der ihren, halb lieblosend, halb um das Pulsieren des Blutes in dem welken Händchen zu fühlen.

Es wurde acht Uhr, neun Uhr. Mary erwachte, machte die glühenden Augen weit auf, und schien etwas erholt. Mit kaum hörbarer Stimme sagte sie: „Mutter, ich habe Hunger . . .“ Welch fürchtbare Beklemmung fühlte Elise bei diesen Worten.

„Ja, mein Herz, ich gehe, Dir Deine Bouillon zu wärmen.“ — von der blieb ja immer etwas übrig.

„Nein, nein!“ Diesmal lehnte sich das Kind geradezu auf und sand sogar Atem genug, um recht vernehmlich hinzuzufügen: „Nein, Mama, ich will etwas essen, etwas Nichtiges, das man mit den Zähnen kauen kann, das will ich.“

„Ja, mein Liebling, ja mein armes Kind; ich will gleich nachsehen.“

Und angstvoll, mit etwas unsicherem Schritt, nahm Elise das Licht und ging in die Küche. Vielleicht, nein gewiß, würde in einer Schrankdecke, in einem Schubkasten eine Brot-rinde, ein Stückchen Käse oder etwas Zucker zu finden sein . . . ein ganz kleines Stück war ja genug und Oskar warf immer alles herum, wo es ihm einfiel.

Sie geht an den Küchentisch, öffnet den Kasten, sieht aufmerksam hinein: nichts? Sie öffnet die Thür des Wand-schranks, hebt das Papier von den Töpfen, sucht überall, ohne zu finden. Plötzlich hält sie inne, sie hat ein leises Knacken auf der Treppe gehört — vielleicht ist es Oskar? Oskar mit einem Teller Polenta, einem Stück Brot, ach Brot! Seit vielen, vielen Jahren hatte sie nicht mit solchem Verlangen auf ihren Mann gewartet. Aber das Knacken hört auf; es war wohl die alte Treppe, die auf eigene Hand knackte und man hört nur in der Ferne Peilschentknallen und die rohe Stimme eines Kutschers. Angstvoller beginnt sie wieder zu suchen. Sie öffnet noch einmal die Thüren des Wand-schranks, hebt und senkt das Nachtlicht, mit dem gierigen Auge jedes Brett, jede Ecke durchforschend, sie sieht auf den Herd, überall hin: es ist nutzlos, sie findet nichts! Nichts?

In dem Winkel und in der Kälte ist ihr plötzlich, als fehle ihr der Boden unter den Füßen; sie glaubte zu schwanke, schwanke vielleicht wirklich und stützte sich auf den Tisch, der dem kalten, stummen Herde gegenüberstand. Bei dem schillernden Schein des Nachtlichtes, das kaum eine Handbreit im Umkreis Helle verbreitete, erhielten die auf-geriffenen Thüren, die klaffenden leeren Kästen einen geister-haften Anblick, erschienen ihr wie die Augenhöhlen der Toten, die leeren, schwarzen Augenhöhlen. Wie irr starrte sie sie an, und kammerte sich fest an den Tisch, gegenüber dem kalten, stummen Herde. Und plötzlich, trat durch irgend eine Ideenverbindung Biancas Bild vor ihre Seele: die rosig Bianca mit den wohlgeordneten Röckchen auf der kalten Stirn, mit den glatten, lebens-würdigen Worten, dem herrlichen Pelze, den beiden Brillanten in den Ohren, die so froh, so lustig funkelten in der trostlosen Trübseligkeit. Und ein Stückchen von diesen Brillanten, ein Meter von diesem Pelz wären genug gewesen . . . genug gewesen — um ihr Kind zu retten! Gott! Gott! Gott! und sie knirschte mit den Zähnen: wenn sich die Lippen nicht geweigert hätten, so wäre die Revolte ihres Innern aus-gebrochen in einem fürchtbaren Fluche. . . .

Ein Hustenanfall des Kindes, jener schwache, pfeifende Husten der Kleinen ruft sie in die Wirklichkeit zurück. Sie will zu ihr, hilft ihr beim Aufrichten, stützt ihre Stirn. Es ist ein sehr heftiger Anfall, und die Kranke bleibt erschöpft. Staum ist sie wieder ein wenig zu sich gekommen, blickt sie auf die Hände der Mutter und schweigt. Und die Mutter schweigt. . . . Das Kind atmet mit mühsamen Atemzügen, die ein leises Nöcheln begleitet. Es sieht starb die Mutter an, die ihren Kopf gegen den Kopf der Kranken lehnt, und lächelt ihr von Zeit zu Zeit mit einem verschleierte Lächeln zu. Es schlägt zehn Uhr. „Mama, oh Mama . . .“ sagt sie angstvoll, gequält; „es thut mir so weh, hier innen so fürchtbar weh!“

„Mein armes, armes Kind!“

Der Atem wird immer beängstigter; die Mutter kniete nieder und schmiegt das Gesicht näher an das des Kindes.

„Mutter! . . . Jesus heilt alles, nicht wahr?“

Ein unausgesprochener, fürchterlicher Fluch . . .

„Ja, mein Herz, er heilt alles.“

„Ja, ja, aber es thut so schrecklich weh! so weh . . .“ und dann sanft: „Jesus wird mich zu sich nehmen. . . . Bald . . . nicht wahr?“ Und die Frau, in dem fürchtbarsten Kampfe, antwortete matt:

„Vielleicht.“

„Ja, ja . . . ach ja! Und er . . . hat viele, viele Blumen . . . und viel Licht und glänzende Brillanten . . . Du wirst schon sehen . . . auch Du kommst bald . . . nicht wahr, Mutter?“

„Ich hoffe!“

Nach kurzer Pause, mit kaum hörbarer Stimme und brechenden Augen, aber mit unsäglichlicher Sanftheit: „Soll ich Jesu sagen . . . daß auch . . . daß auch Du kommen willst?“ fragte das Kind.

Die Mutter bejahte mit einer Bewegung, und versuchte zu lächeln, und die Hände ineinander geschlungen, beteten beide. Sie beteten still, stumm ohne Worte, die eine gleichsam schon in ein neues Leben eingeweicht, schon fern und hoch, die andere von einer größeren Last von Jahren gedrückt, enger an die Erde und das Leben gebunden und sie versuchte in gewaltigem Ringen mit ihrer Liebe, mit ihrem Schmerz, auch die Schwingen ihrer Seele zu entfesseln, sich mit der Kinderseele zu erheben, die sie jetzt nicht mehr führte, der sie folgte.

Ein paar laute rohe Schläge gegen die Thür ließen die Kranke heftig zusammensahren und Elise aufspringen, um schnell zu öffnen. Sie hatte eine wahre Angst davor, noch einen dieser Schläge zu hören. Draußen stand der Diener der Saffonovos, der, als er ihr verstörtes Gesicht sah, mit grober Gutmütigkeit sagte: „Entschuldigen Sie, ich habe häufig geklopft, aber was kann man machen . . . unten ist die Gnädige, die auf den Ball muß . . .“ und fort war er, nachdem Elise die übliche Fleischbrühe und ein elegantes, parfümiertes Briefchen von Bianca gegeben hatte.

Elise warf alles beiseite und kniete wieder neben ihrem Kinde nieder. —

X.

In dem Briefchen an Elise hatte sich Bianca recht herzlich für ihre Nachlässigkeit entschuldigt, hatte versprochen, allerlei zu schicken, künftig öfter zu kommen, hatte tausend Grüße für Mutter und Kind geschickt. Lauter unnütze Worte, da sie nie gelesen werden sollten, die aber vielleicht das eine gute hatten, Biancas Gedanken länger bei der Freundin verweilen zu lassen, so daß sie Tags darauf beschloß, sie aufzusuchen.

Dieser Entschluß entquoll allerdings mehr der Ueberlegung als einem Herzensbedürfnis. Warum sollte man das leugnen? Jedes menschliche Geschöpf, was immer die Eigen-tümlichkeiten seines individuellen Charakters seien, hat die Neigung, einer Strömung, die es einmal ergriffen hat, widerstandslos zu folgen. Wer von uns hat es nicht erlebt, daß zeitweilig unsere geistige Arbeit hundert Wege findet, um sich zu bethätigen, fruchtbar sowohl im Aufnehmen als im Gestalten, während zu anderen Zeiten das Endresultat jeden Tages gleich Null ist. Hat man einmal einen Anlauf in einer Richtung genommen, so kostet es einen unverhältnismäßig großen Kräfteaufwand, eine andere einzu-schlagen.

Es ist zweifellos, daß auch Bianca bei aller ihrer Gut-

Herzlichkeit sich einen kräftigen inneren Rück geben mußte, um aus dem freudigen Treiben, in dem sie lebte, den Weg nach der elenden, düsteren Wohnung einzuschlagen.

Während sie vor dem großen Spiegel mißmutig die achtknöpfigen Handschuhe zuknöpfte, die die weiße, wohlgepflegte Hand bedeckten, sagte sie mit einem Blick auf die strahlende Sonne, die ihr von draußen zugulächeln schien: was thue ich im Grunde dort oben? Das eifige Zimmer, der zurückhaltende Empfang Elises, das liebe, abgekehrte Gesichtchen der Kleinen hinterließen ihr immer das gleiche Gefühl der Beengung und Trübsal.

Dennoch stand sie bald darauf vor der Kleinen, grünen Haustür mit der langen Reihe schmutziger Klingelknöpfe, die in einen engen Flur führte, wo Augen und Nase arg mitgenommen wurden. Wie sie die bekannten Stiegen hinaufstieg, erschienen sie ihr länger als je, die Stufen höher und der Geruch von armen Leuten und Feuchtigkeit widriger als je; vielleicht war jetzt auch der Kontrast mit den prachtvollen weiten Treppenhäusern daran schuld, deren sie in diesen Tagen so viele gesehen hatte und auch die Ermattung, die nervöse Abgespanntheit, die sie von ihnen mitgebracht hatte. Immer höher, höher, höher. Jede Stufe kostet eine Anstrengung — vorwärts!

Als sie oben angelangt war, wunderte sich Bianca, während sie stillstand, um Atem zu schöpfen, über die große Stille. Die andern Male hatte sie immer durch die dünnen Wände hindurch irgend ein Geräusch gehört: die Bewegungen der Mutter, Husten oder Klageklänge des Kindes . . . heute war alles still. Als sie das Ohr der Thür näherte, bemerkte sie, daß sie halb offen war. Sie stieß sie weiter auf und trat ein. Einen Augenblick blieb sie sprachlos, erstarrt, als könnte sie den eigenen Augen nicht glauben. Was war hier geschehen, was geschah?

Ihr gegenüber, auf dem Bette, lag der tote Körper des Kindes. Der kleine Leichnam lag schief, mit offenen Augen, einen Arm nach dem Haupte gestreckt; an dem Arm sah man einen dünnen roten Streifen geronnenen Bluts. Ein Strohalm schien den Sack und die elenden Laten durchbohrt und die Haut geritzt zu haben. Neben dem Bette saß die Mutter. Rechts in der Ecke stand der Maler und malte. Wie von heiliger Raserei ergriffen, warf er Pinien und Farben hin, in fieberhafter Hast, achtlos gegen alles andere. Und die Mutter starrte unbeweglich, ihre Hand auf dem toten Händchen des Kindes. Ohne mit einem Wibe zu zucken, ohne irgend ein Lebenszeichen von sich zu geben, saß sie erstarrt auf dem weißen Holzstuhl, mit eingefunkenen Augen, aschfarbenen Schatten in dem marmorblaffen Gesicht: ein Bild des Schmerzes. Und das ärmliche grauweiße Zimmer mit dem ungeordneten Lager, den achtlos hier und dort umhergeworfenen Gegenständen, atmete in allem die Vernichtungsarbeit, den gewaltigen Ernst des Todes, in allem, nur nicht in dem malenden Teufel.

Biancas Herz zog sich zusammen in Grauen und Schmerz. Jene Mutter mit den trockenen Wimpern, die kleine Leiche, die man nicht zurecht gelegt, mit einem Bein fast bis zur Hüfte entblößt, beleidigten ihr Empfinden und ihr Schamgefühl, widerten sie an. Sie hätte Elise umarmen, mit Trostworten überschütten, mit ihr weinen mögen, sie hätte die kleine tote bedecken, gerade legen, ihre Händchen falten mögen, die Augen schließen, die noch immer zu fragen schienen, wozu sie geschaffen worden sei. Ihr verlangte nach Blumen, nach dem Totenhemde, nach den Kerzen und nach dem dumpfen Murmeln der Gebete.

Und dieser Mann, der malte, wie ein Besessener? Obwohl ihr jedes Verständnis für seinen Seelenzustand fehlte, schauderte sie beim Anblick seines zerstreuten Gesichts, bei dem scharfen Blick, der sich alle Augenblicke gleichgültig auf die Kleinen blies, auf die lieben Züge der armen Kleinen richtete: ihr graute vor ihm. Warum wehrte ihn die Mutter nicht? Warum steht sie da mit den erloschenen Augen und sah zu wie versteinert?

Bianca that einen Schritt vorwärts. Unter dem Schein der Ruhe und Harmonie war sie verstört, beängstigt, als ob ihr die Luft fehle. Sie wollte, zwischen Deschanniss und dem Bette vorbei auf ihre Freundin zugehen. . . .

„Was thun Sie?“ rief der Maler wütend. „Sie zerstören alles, bleiben Sie stehen.“

So auf einem Fleck angegallt, war ihr, als hielten sie die Zangen eines bösen Spuks. Ihr war fürchtbar bange. Sie hielt das nicht mehr aus, sie mußte um jeden Preis wenigstens ein Wort sagen, insonderem den Damm brechen,

irgend etwas sagen, war es auch nichts, was sie fühlte, nur irgend etwas.

„Elise,“ begann sie, zur Freundin gewandt, „wie schrecklich leid thut es mir . . . ich war gar nicht darauf vorbereitet . . .“

Schweigen.

„Was es nur gewesen sein mag, arme Kleine . . .“ fuhr sie mit ihrer leisen sanften Stimme fort: „Vielleicht Tuberkeln?“

„Nein,“ schien die Mutter zu flüstern.

„Arme Kleine!“ begann die Gräfin eintönig, „vielleicht hätten ihr Väter gut gethan . . . Die Emulsion Soole hast Du gewiß versucht, nicht wahr? . . . Vielleicht hätte man Professor Murri rufen sollen.“

In dem grauweißen Zimmer, angesichts der stummen Unbeweglichkeit des Todes, klang die Stimme unharmlos, wie das triviale Tick-Tack einer Treppen-Uhr.

Die Mutter hörte regungslos zu und richtete die Augen starr, wie hypnotisiert, nicht auf Bianca, sondern auf ihre Brillanten, die froh funkelteten. Bei den Worten: „man hätte Professor Murri rufen sollen,“ begann sie zu lachen, laut und gell zu lachen, immer lauter, konvulsivisch.

Oskar sah geärgert aus, blieb aber bei seiner Arbeit. Und Bianca, die natürlich der ersten Eingebung folgend auf die Freundin zugeeilt wäre, blieb regungslos, eingeschüchtern durch das ungeduldige böse Gesicht des Mannes, mehr noch durch den Blick Elises, den leeren Blick einer Irren, der starr auf sie gelehrt war.

(Schluß folgt.)

Herr Fulda.

(Schauspielhaus.)

Ich weiß! Du bist kein kühner Rebell,
Der bei den Philistern gefiebt ist,
Du bist ein schmeichlamer guter Gesell,
Der „allgemein beliebt“ ist.

Oskar Blumenthal an Ludwig Fulda.

Leider weiß ich nicht, wie ein Rebell aussieht, der „bei den Philistern gefiebt ist“. Das „Berliner Tageblatt“, das den schönen Vers gedruckt hat, weiß es ebensovienig. Und Blumenthal, der erlauchte Dichter, ahnt es natürlich auch nicht.

Trotzdem hatte er recht, als er sich im Rausch der Inspiration über die Schwierigkeiten der deutschen Sprache hinwegsetzte. Einmal ästhetisch. Er hat mit seinen Schwänken so oft im Reich des Luftstuns gesiegt, daß er gar keinen Grund hat, an einem unästhetischen Vers Anstoß zu nehmen. Dann aber auch sozusagen moralisch. Hätte er einer zimmerlichen Schen vor schlechten Versen nachgegeben, wären wir in das hübsche Zankduett Blumenthal-Fulda gekommen. Und das müßte allerdings auch vom sittlichen Standpunkt aus bedauert werden.

Es wird in unseren Tagen so unendlich viel gelogen, daß die Wahrheit immer angenehm berührt, auch wenn sie im Feuilleton des „Berliner Tageblatts“ erscheint. Der Anlaß zu dem grimmigen Streit ist in seinen letzten Tiefen nicht leicht zu erkennen. Blumenthal hatte aus unbekanntem Gründen an dem talentvollen „Frühlingsopfer“, das von der „Freien Bühne“ aufgeführt wurde, Anstoß genommen. Vielleicht folgte er dabei einfach seinem instinktiven Haß gegen das Talent überhaupt. Vielleicht fürchtete er auch, daß ein ernstes Stück den Markt ungünstig beeinflussen könnte. Ich weiß es nicht. Was den unternehmenden Mann aber immer getrieben haben mag: Gründe literarischer Natur oder es unter keinen Umständen gewesen sein. Ein Mann, der seit Jahren mit eminentem Erfolg in poetischer Brunnengiftung tätig ist, wird sich von literarischen Sorgen den Schlaf der Nächte nicht rauben lassen. Die dunklen Gründe also beiseite: es kam zum Kampf. Die leichtesten Nebenarten, mit denen jemals ein modernes Stück hantiert worden ist, wurden von Blumenthal noch einmal hervorgeholt. Er konnte das um so eher thun, als er sich in seinem Verus die Schen vor der Trivialität so wie so hat abgewöhnen müssen. Nun aber erhob sich mit vollem Recht Herr Fulda. Auch er ist Dichter und so brachte auch er in Versen zum Ausdruck, was die Welt von Herrn Blumenthal eigentlich zu halten habe. Die Verse waren schlecht, miserabel sogar, aber dafür war der Inhalt gut. Natürlich blieb der gekränkte Dichter die Antwort nicht schuldig. Er erschien sofort im „Berliner Tageblatt“ und sang das hohe Lied von Fuldas Wert. Und wiederum waren die Verse schlecht, miserabel sogar, aber wiederum waren der Inhalt um so besser. Wir sind selten mit Blumenthal einig gewesen: in seinem Urteil über Fulda sind wir's. Wir sind auch selten mit Fulda einig gewesen: in seinem Urteil über Blumenthal aber sind wir's. Es ist erfreulich, daß sich in unserer Zeit der Gegensätze Dichter und Kritiker wenigstens gelegentlich in Eintracht zusammensuchen.

Weniger erfreulich ist es, daß Herr Fulda immer noch Märchen schreibt, für die er immer noch eine Berliner Bühne findet. Für den Kritiker bedeutet das regelmäßig einen verlorenen Abend und für

unser literarisches Leben eine beschämende Blamage. In seinem „Schlaraffenland“ führt uns Herr Fulda diesmal in das Nürnberg, in dem Meister Sachs seine Verse haute. Natürlich nur insofern, als er die entsprechenden Coullissen und Kostüme wählte. Im übrigen sind seine Menschen ebensowenig Menschen des 16. Jahrhunderts, wie sie etwa Menschen des neunzehnten sind. Um Menschen auf die Beine zu stellen, wirkliche, lebendige Menschen, muß man ein Dichter sein und das ist das einzige, was der sonst so vielseitige Herr Fulda nicht ist und auch nie sein wird. In Nürnberg also giebt es einen Väterlehrling, der von seinem Meister viel Prügel und wenig Essen bekommt. Ueberdies krank er an einer fatalen Reizung zum Dichten, die seinem Handwerk überaus hinderlich ist. Er verfaßt in müßige Träumereien, anstatt sich lustig zu tummeln. Als er zum erstenmal vom Schlaraffenland hört, verfolgen ihn die Vorstellungen vom sorgenlosen Wohlleben sogar in den Schlaf hinein, und dieser Schlaraffenraum ist es, den wir über uns ergehen lassen müssen. Er ist so banal wie ein Traum, eben weil er ein Traum ist und die phantastischen Farben des Traums hat, nie sein kann. Daß der Väterlehrling seinen Glückstrahl gerade mit den Gestalten seiner schlimmsten Feinde bevölkert, ist ein psychologischer Unsinn, den wir nur ganz nebenbei erwähnen. Auf einen psychologischen Schmeißer mehr oder weniger kommt es bei der absoluten Wertlosigkeit der ganzen Sache nicht an. Das Schlaraffenland also malt Fulda das Dichtersphantase uns also: Die Bewohner schlafen und essen und essen und schlafen. Den Faulsten haben sie zu ihrem König gemacht. Seine Majestät trägt einen Zuderhut als Krone auf dem Haupt. Ist er besonders gut gelaunt, dürfen seine Unterthanen daran leiden. In der Luft fliegen gebratene Teufel und ähnliche Maritäten herum. Ich bitte, das buchstäblich zu verstehen. Vom Schnürboden hängen dünne Fäden herab und an diesen Fäden baumelt ein Etwas, das eine geiratene Raube vorzustellen hat. An den Sträußern des Landes wachsen seidene Kleider und andere Herrlichkeiten. Ich bitte, das wiederum buchstäblich zu verstehen. Der Väterlehrling pflückt von irgend einer Coullisse einen Niesenlärvis, aus dem er alsbald ein prächtiges Kostüm heranholt. Er ist übrigens mit der Tochter des Königs verheiratet. Wozu man freilich im Schlaraffenland heiratet, ist mir nicht ganz klar geworden; denn auch die Kinder wachsen an den Sträußern. Jedes: man soll den holden Traum des Dichters nicht stören, indem man ihn mit der rohen Prosa des Lebens zusammenbringt. Kinderkriegen ist schließlich etwas Menschliches und Fulda hat alles Menschliche zu Gunsten schwachsüßiger Späße vermieden.

Natürlich wird dem Väterlehrling das Leben im Schlaraffenland bald zur Last. Er setzt sich nach Arbeit und Anspannung der Kräfte, und kommt so mit der im Schlaraffenlande staatserkhaltenden Faulheit in Konflikt. Er wird schließlich zum Rebellen und es scheint ihm schlecht gehen zu sollen. Es scheint natürlich mir so. In Wirklichkeit wacht er auf und darf als Lehrling die schöne Plage dieser Erde weitertragen. Grundgedanke: Arbeit macht das Leben süß. Philosophischer Reflexion von Fulda.

Es lohnt sich nicht, mit dem Dichter des „Schlaraffenlandes“ über die Lebensbedingungen des Bühnenmärchens zu reden. Natürlich müßte vor allen Dingen vermieden werden, die phantastischen Märchenvorstellungen zu entzaubern, indem man sie in banaler sinnfälliger Wirklichkeit durch Coullissen wiedergiebt. Herr Fulda aber hat das nicht vermieden, sondern hat mit einer Geschmacklosigkeit, die ihres Gleichen sucht, jede Spur von Märchenstimmung durch lächerliche Neugierlichkeiten vertrieben. Das Märchen ist ein dunkler Diamant, Herr Fulda. Was Sie uns geben, ist ein schlecht zusammengekleimtes Nachwerk, das in seiner Trivialität einen normal begabten Menschen zum Erröten bringt. —

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

Bm. Das Winterfest der „Freien Volksbühne“, das am Samstag stattfand, nahm bei zahlreicher Beteiligung einen erfreulichen Verlauf. In die künstlerischen Darbietungen teilte sich die Musik und die Dichtkunst, sowohl jede für sich wie in ihrer Verbindung beim Gesange. Als Dolmetsch der Dichtung wirkte der Schauspieler und Recitator Max Laurence. Er brachte in zwei Gruppen von Gedichten eine charakteristische und größtenteils passende Auswahl aus den Schöpfungen der neuesten Lyrik, soweit sie ihre Gegenstände den sozialen Nöten und Kämpfen unserer Zeit entlehnt, und fand damit einen begeisterten Widerhall in den Herzen der Hörer, den er sich schmeicheln durfte, nicht zum wenigsten durch seine eindrucksvolle Vortragsweise ausgelöst zu haben. Geradezu stürmisch gestaltete sich die Aufnahme des „Widder Läng“ von Dellef von Liliencron. — Den breitesten Raum in dem Konzertprogramm nahm die Musik ein; und hier war, so gut es die Verhältnisse gestatteten, die Idee verwirklicht, im engsten Rahmen ein Bild von der Entwicklung der „lyrischen“ Musik seit G. F. Händel bis auf R. Schumann, also einen Auszug aus ungefähr anderthalb Jahrhunderten zu geben. Das geschmackvoll und vornehm, auch mit bildnerischem Schmuck ausgestattete Programm bot als Einleitung eine lichtvoll und warmherzig geschriebene geschichtlich-ästhetische Einführung in das Verständnis der überaus glänzlich ausgewählten Musikstücke und die vollständigen Texte sämtlicher Gesänge.

Das Unterhaltungsbedürfnis in einer Weise zu befriedigen, daß auch der Geist dadurch Nahrung und Anregung bekommt, so also Belehrung in der Erholung zu bieten, scheint doch wohl die ideale Aufgabe solcher festlichen Veranstaltungen, Volksunterhaltungsabende zc. zu sein. Diese beiden leicht weit auseinander fallenden Aufgaben des Arrangements gleichmäßig zu lösen, war, wie die Aufnahme erkennen ließ, hier in seltenem Grade gelungen. Darfsten wir etwas erinnern, so hätte sich das auf die Arie aus Händels Oper „Ezio“ zu beziehen. Der italienische Text derselben brauchte gar nicht mit einer Entschuldigung zum „geduldrigen Hinnehmen“ empfohlen zu werden: unsre ältere Musik hat aus leicht verständlich zu machenden geschichtlichen Gründen vielfach fremdsprachige Texte behandelt; und so reich auch unsere neuere deutsche Gesangsmusik auf dem Boden unserer heimischen blühenden Lyrik erwachsen ist, würde es doch kaum zu billigen sein, wollte man bei ähnlichen Konzerten die fremdländische Musik mit ihren fremdsprachigen Texten grundsätzlich ausschließen. Auch solchen Gesängen deutsche Uebersetzungen als Text unterzulegen, läßt sich kaum empfehlen, da wir durch den modernen Sprechgesang sehr empfindlich gegen prosodische Verstöße, d. h. gegen die Nicht-Uebereinstimmung der Wortbetonung mit dem musikalischen Rhythmus geworden sind, und diese Verfeinerung des Gehörs nicht verloren gehen darf. Wohl aber sollten den originalen Texten im Programm Uebersetzungen, wenn auch nicht immer metrische, gegenüber gestellt werden. Unzweifelhaft würde z. B. in der Arie die Feinheit allgemeiner bemerkt und gewürdigt worden sein, daß der Gegensatz zwischen dem in den beiden Versen geschilderten aufsteigenden und absteigenden Lebensgange in der Bewegung eines Hauptteiles der Melodie durch eine vollständige Tonleiter, dort auf, hier abwärts, seinen sehr treffenden musikalischen Ausdruck gefunden hat. — Es war gelungen, in der Sopranistin Fel. G. Kaufmann und dem Bassisten Herrn C. Servator zwei künstlerische Kräfte mit prachtvollem Stimmmaterial und glänzender Schaltung sowie feinsüßlichem künstlerischen Verständnis zu gewinnen, so daß bei der vortrefflichen Auswahl der Stücke, zumal der sieben Lieder der Sängerin, ein höchst stimmungsvoller Genuß vermittelt wurde. Etwas die Mitte und in gewisser Weise den Höhepunkt der Aufführungen bildete das von den vier Brüdern Borisch mit Vegeisterung und einem wahrhaft eingelebten Zusammenspiel vorgetragene (nachgelassene) Streichquartett in D-moll von Franz Schubert, das mit seinem unsagbar schön variierten Andante unmittelbar an das vorher gehörte Lied „Der Tod und das Mädchen“ anknüpft. —

Theater.

Deutsches Theater. Der Probekandidat. Ein Schauspiel von Max Dreher. — Worum Dreher seine Arbeit ein Schauspiel nennt, ist schwer verständlich. In Wirklichkeit ist es ein Schwan. Glücklicherweise keiner von den Schwänzen, die nichts als eine Sammlung von mehr oder minder fragwürdigen Wörtern sind. Es ist ein heiterer, harmloser, sonniger, deutscher Schwan. Einen solchen Schwan zu schreiben, ist in unseren Tagen schließlich ein Verdienst, und unter diesem Gesichtspunkt kann man mitin an Dreher's Arbeit seine Freude haben. Freilich: an seine viel feineren, früheren Leistungen darf man nicht denken. Dann könnte man doch bedauern, daß der Dichter des „Winterschlafs“ nun durch den harmlosen Humor Mosers gewaltige Erfolge erzielt.

Das Stück spielt im Lande des Ochsenkopfs, in Mecklenburg. Der Held des Stückes — ein Probekandidat — hat in der Oberprima darvinistische Ansichten verlauten lassen. Dafür wird er vor die Wahl gestellt, entweder vor derselben Oberprima zu widerrufen oder aber auf seine Anstellung zu verzichten. Er entschließt sich zum Widerruf, bringt aber schließlich die beschämenden Worte doch nicht heraus, sondern hält den Primanern eine flammende Protestrede, die in dem bekannten Vers eines bekannten Studentenliedes gipfelt. („Wer die Wahrheit kennt und sagt sie nicht usw.) Natürlich wird er nun sofort entlassen. Das Ganze ist ohne psychologische Tiefe behandelt. Einige Nebenfiguren — ein Oberlehrer und ein verbummelter Hilfslehrer — sind mit hübschem Humor gezeichnet. Einige andere sind in der Skizze stecken geblieben. Geipielt wurde ausgezeichnet. Besonders Reinhard und Rittner thaten sich hervor. Das „Deutsche Theater“ darf einen Bombenerfolg verzeichnen. — E. S.

Erziehung und Unterricht.

— Die „schönste Bibliothek der Welt“ wird von Philipp B. Wilson im „Temple Magazine“ beschrieben. Es handelt sich um die städtische Bibliothek zu Boston. Das Gebäude hat allein eine halbe Million Dollar gekostet; es besteht aus röllig grauem Granit und ist mit buntschimmernden Dachziegeln gedeckt. Da in Boston alle Fabriken mit Rauchgasen arbeiten, so erhält es sich dauernd in seiner ursprünglichen Keimheit. Das Treppenhaus ist aus gelbem, schwarz geputztem Marmor hergestellt, und da diese specielle Sorte sich nur in gewissen, einem Ruchorden in Siena gehörigen Steinbrüchen fand, so wurde ein Specialbevollmächtigter als Unterhändler dorthin entsandt, während eine andere Kommission damit betraut war, einen Sand zu entdecken, der dem Mörtele genau die erwünschte Nuance verlieh. Um die Bücher vor Staub und Sonne zu schützen, wird die Lüftung der Räume nicht durch Fenster, sondern durch eine äußerst kunstvolle Ventilation bewerkstelligt, und sowohl die frische Luft als die er-

wärme im Winter wird erst nach vorhergegangener Lüftung eingelassen. Die innere Ausstattung der Räume ist entsprechend prächtig. Dabei bildet diese herrliche Bibliothek nur die Centralstelle und hat siebzehn Filialen in den verschiedenen Stadtteilen, und es giebt gegenwärtig 65 000 Mitglieder, die das Recht haben, ihr Bücher zu entnehmen. Durch drei Stockwerke des Gebäudes läuft eine Art von Schacht, in dem sich die Bücher befinden; von diesem führen Miniatur-Eisenbahnen nach allen Räumen des Hauses. Pneumatische Röhren vermitteln den Beamten die Verzeichnisse der gewünschten Bücher, die von ihnen herausgeschickt und in die kleinen Waggons gelegt werden, welche sie auf dem Schienentweg automatisch an die Leser befördern. Diese Prozedur nimmt 6-7 Minuten in Anspruch, während es in den öffentlichen Bibliotheken anderer Städte gewöhnlich über eine halbe Stunde dauert, ehe man in den Besitz der gewöhnlichen Bücher gelangt. Die Bibliothek bezieht jährlich eine Subvention von einer Million Mark; ein beträchtlicher Teil dieser Summe wird auf das Einbinden der Bücher ausgegeben, da durchschnittlich 14 000 Bände im Jahre gebunden werden. Eine nachahmenswerte Einrichtung ist überdies ein spezieller Lesesaal für Kinder, der über 1300 Bände enthält; Beamte geben diesen in jeder Weise an die Hand. Jedes Kind über zwölf Jahre hat das Recht, diese Bibliothek zu benutzen und ihr auch Bücher für häusliche Lectüre zu entnehmen. —

Archäologisches.

c. Ein Porträt Platons. Das Porträt des großen Philosophen ist bis vor kurzem unbekannt geblieben. Die Ideal-Typen, die man seit der Renaissance auf Plato zu deuten pflegte, sind neuerdings als Darstellungen des bairigen Dionysos erkannt worden, und erst eine unlängst in das Berliner Museum gelangte Herme gab der Forschung nach Porträtbüsten Platons einen Anhalt. Helvig stellte danach in den Sammlungen Roms sechs übereinstimmende Plato-Köpfe fest, die auf ein Bronze-Original des vierten Jahrhunderts zurückgehen. Auch auf dem in Torre Annunziata neuerdings entdeckten Philosophenmosaik ist als Hauptfigur Plato dargestellt. Alle diese Plato-Porträts sind aber mehr oder weniger geringe Arbeiten aus der römischen Zeit, die durch die Verschiedenheiten im einzelnen, vor allem im Ausdruck kein scharf umrissenes Bild von dem Aussehen des Philosophen geben können. Als ein wirkliches Plato-Porträt kam aber ein Marmorkopf angesehen werden, der kürzlich aus dem Besitz eines athenischen Kunsthändlers in die Wiener Sammlung übergegangen ist. Auf diese neue Porträtbüste macht Otto Wemendorf in den soeben erschienenen Jahreshesten des österreichischen archäologischen Instituts in Wien aufmerksam, in denen diese Büste zum erstenmal veröffentlicht wird. Der Kopf ist schlecht erhalten, an vielen Stellen besetzt und beschädigt. Die Höhe ist 15 Centimeter, also halbe Lebensgröße. Das Material ist ein krystallinischer Marmor mit dem warmen braunen Ton, wie er bei attischen Skulpturen häufig ist. Für eine attische Arbeit aus vorrömischer Zeit spricht auch die sorgfältige Arbeit und die einfache, natürlich wirkende Darstellungsart. Die Modellierung ist wie gezeichnet, das Haar wie graviert. Der Kopf rührt wohl eher von einer Statuette her, als von einer kleinen Herme. Er war augenscheinlich stark nach unten gebeugt. Diese gebeugte Haltung des Kopfes war eine Eigentümlichkeit Platons, die von seinen Anhängern nachgeahmt wurde. Der Schädel ist auffallend lang und groß und stimmt mit den andern Porträtköpfen überein. Die Stirn ist von zwei energischen Horizontallinien durchzogen, und zwischen den Augenbrauen, die im Gesicht dominieren, befinden sich zwei Vertikalfalten. Das Gesicht hat den Ausdruck großer Milde neben dem finsternen Ernst des Blickes, den die Komödiendichter der Zeit so gerne verspotteten. Der Bart fällt glatt und senkrecht herab, was auf die Gewohnheit Platons, in Gedanken sich aus dem Sinn zu fassen und den Bart zu glätten, deutet. Für die objektive Treue des Porträts spricht auch die ungeschmälerte wiedergegebene Länge der beiden Ohren. Der Gesamteindruck ist einheitlich und vereinigt alle Elemente, die auf den anderen Plato-Porträts verstreut sind. Plato ist hier nur auf einer höheren Altersstufe dargestellt. —

Astronomisches.

— Ueber die Biela-Sternschnuppen wird der „Köln. Ztg.“ geschrieben: Der gegenwärtige November bringt noch einen zweiten Sternschnuppenschwärm, nämlich denjenigen, der in der Bahn des verschwundenen Bielaschen Kometen einhergeht. Dieser Komet, von etwa 6 2/3 Jahren Umlaufzeit, ist zuerst im Jahre 1772 gesehen worden und hatte 1846 das merkwürdige Schauspiel einer Teilung in zwei Kometen dargeboten. Als er, der Rechnung gemäß, 1852 zurückkehrte, war der Abstand beider Kometen schon auf 2 1/2 Millionen Kilometer gestiegen. Später ist das Doppelsystem nicht mehr gesehen worden, obgleich besonders 1872 aufs eifrigste danach gesucht worden ist. In der Nacht vom 27. zum 28. November jenes Jahres ereignete sich dagegen plötzlich ein großer Sternschnuppenfall, gerade um die Zeit, als die Erde der Bahn des Kometen außerordentlich nahe war. Der Doppelsystem selbst mußte damals diesen Punkt schon längst passiert haben, falls er überhaupt noch als Komet existierte. Am 27. November 1885, als die Verhältnisse ungefähr wieder genau so lagen wie 1872, wiederholte sich der Sternschnuppenfall in noch großartigerer Weise, und am 28. November 1892 trat abermals ein reicher Meteorfall ein, der aber nur in Nordamerika

gesehen werden konnte. Von dem Kometen selbst hat man niemals eine Spur mehr gefunden und nimmt an, daß er sich völlig aufgelöst hat. Nach Meinung von Schiaporelli steden die Reste des Kometen in dem Meteorichwärm oder sind ihm doch sehr nahe. Im gegenwärtigen Monat ist eine Wiederholung der Sternschnuppenfälle des Biela-Schwärmes in den Abendstunden des 22. bis 24. November wahrscheinlich. Ob die Erscheinung so großartig wird wie 1872 und 1885, ist zu bezweifeln, jedenfalls aber werden zahlreiche Sternschnuppen auftauchen, die dem Biela-Schwärm angehören. Im Gegensatz zu den Leoniden werden diese Meteore vorzugsweise in den Abendstunden zu beobachten sein, und zwar vor 10 Uhr. Ihren Ausgangspunkt haben sie im Sternbilde der Andromeda, das zu dieser Zeit südwestlich vom Scheitelpunkte hoch am Himmel steht. Auch der Mond wird die Erscheinung nicht beeinträchtigen, denn er ist nahe seinem letzten Viertel und geht erst abends zu später Stunde auf. —

Humoristisches.

— Viel verlangt. Feuerwehr-Inspektor (zu seinen Leuten): „Ihr habt Euch recht brav verhalten. Nur das eine hätte ich auszusetzen, daß Ihr alle wieder, wie das vorige Mal, zu weit von der Brandstätte gewohnt habt!“ —
 — Von seinem Standpunkt. Besucher: „Schade, daß der Junge die krummen Beine hat!“
 Tischlermeister: „Sie sind sonst aber ganz modern und stilgerecht!“ —
 — Nicht verlegen. Gast (bestellend): „Bitte um eine Flasche Tokayer!“
 Kellerer: „Tokayer haben wir nicht, aber Rührreier!“ —
 („Lust. Bl.“)

Notizen.

— Im Berliner Schauspielhaus wird Shakespeares „Heinrich IV.“ neu einstudiert. Ein neues Stück von Slowronnek ist in Aussicht genommen. —
 — Georg Hirschfeld hat ein indisches Märchendrama in Versen „Der Sieger“ vollendet, das noch in dieser Saison am Berliner Deutschen Theater und am Wiener Burgtheater zur Auführung gelangen wird. —
 — Eine neue vieraktige Komödie von Otto Ernst, „Jugend von heute“, gelangt im November in Dresdener Hoftheater zur Aufführung; außerdem wurde sie von Theatern in Breslau, München, Leipzig und Hamburg erworben. —
 — Hauptmann, Sudermann, Zulda, Plumenthal, Kadelburg und andere haben sich verpflichtet, ihre Werke in Zukunft für Hamburg ausschließlich dem neuen „Hamburger Schauspielhaus“ zu überlassen und erhalten hierfür von der Direktion des neuen Theaters außer den üblichen Tantiemen eine sehr erhebliche jährliche Entschädigung. Bei Plumenthal und Kadelburg beträgt diese Entschädigung zusammen zwölftausend Mark. —
 — Eleonora Duse ist während ihres Aufenthalts in Wien an einer Lungentzündung erkrankt; ihr zweites Berliner Gastspiel mußte abgejagt werden. —
 c. Ein Verein für Kinderpsychologie hat sich am Sonntagabend in Berlin gebildet. Er bezweckt die Erforschung der geistigen Entwicklung der Kinder, unter Berücksichtigung aller körperlichen Zustände und Veränderungen, die zu den geistigen in naher Beziehung stehen. Insbesondere gehört zum Bereiche seiner Untersuchungen die Entwicklung der Sinneswahrnehmungen, des Vorstellungslebens, des Sprechens und Denkens, des Hörens und Wollens, der willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen, ferner die Verschiedenheit der Anlagen in intellektueller, ethischer, ästhetischer technischer Beziehung, die Vererbung und die Erwerbung von Fähigkeiten, die Gewöhnungs- und Gewöhnungs-Erscheinungen, endlich das Seelenleben der blinden, taubstummen und der intellektuell oder moralisch zurückgebliebenen oder erkrankten Kinder. —

— Die italienische Regierung beabsichtigt, das Museum Ludovisi für 1 400 000 Lire anzukaufen. —
 — Eine Ausgabe der Fabeln von La Fontaine von 1755 mit Stichen nach Dorey und im Originalabdrucke wurde in Paris für 8100 Fr. verkauft. —
 c. Die erste Thee-Annonce. „Im „Mercurius politicus“ in der Nummer vom 30. September 1658 liest man die erste englische Thee-Annonce, die folgendermaßen lautet: „Das ausgezeichnete chinesische Getränk, von allen Aerzten anerkannt, das die Chinesen „tcha“ und die andern Nationen „tay“ oder „thé“ nennen, wird im „Casé zur Sultanin“ verkauft, nahe der königl. Börse.“ —
 — Ein neues Verfahren zur Herstellung des Ozons hat der französische Chemiker Moissan entdeckt, indem er Wasser, dessen Temperatur dem Gefrierpunkt nahe ist, durch Fluorin zerlegt. Der hierbei freierwerbende Sauerstoff besteht bis zu 14 Proz. aus chemisch reinem Ozon. —